

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 13

Artikel: Und morgen?
Autor: Guillbeaux, Henri
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635024>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

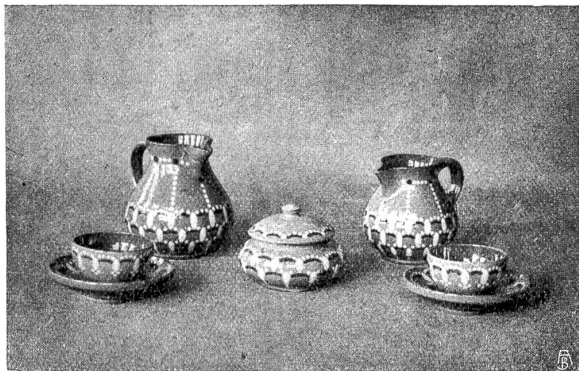
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

weil die Tiere wohl dekorativ wirken sollen, aber gerade den eigentlichen Kinderfönn, den epischen, nicht zu befriedigen



J. Hermans, Bern. Kinderservice.

vermögen. Es sei gar nicht davon geredet, daß die Technik mir nicht echt, sondern aus der Stickerie übertragen scheint.

Auch die Tiere von Hans Suggler befriedigen noch nicht reßlos. Er stellt Ställe aus, die Ruhe in allen möglichen Stellungen bringen, mit rückwärtsgerichteten Köpfen, fressend usw. Solche Stellungen nehmen aber wiederum die Arbeit des Kindes vorweg; auf die Dauer werden sie langweilig. Man wird in der Ausstellung, die sich zurzeit in unserem Gewerbemuseum befindet, auch Ententeiche finden mit Enten, die tauchen. Diese Wirkung erreichte man, indem man den Enten den Kopf abschnitt und sie dann auf dem Halsstumpf stehend auf einen Spiegel stellte. Das Kind wird bald einmal herausfinden, daß mit dieser Ente gar nichts weiter anzufangen ist, daß sie ein trauriger Leichnam ist, während die andern, die noch alle Glieder haben, alle möglichen Stellungen in sich bergen, weil die Phantasie des Kindes hier erst noch den Rohstoff beleben kann. Will unsere so hoffnungsvoll aufsprießende Spielwarenindustrie zu gutem Rufe gelangen und den auch behaupten, als den einer voll zu werdenden handwerklichen Kunst, dann wird sie gut tun, nicht für das faule, phantasielose, sondern für das lebendige, stets neu schaffende Kind zu arbeiten.

E. R.

Und morgen?*)

Don Henri Guilbeaux.

Zwanzig Monate Krieg, zwanzig Monate täglicher Mezeleien, zwanzig Monate unendlicher Trauer, unfählicher Leiden, zwanzig Monate der Schande.

Aufgehört die einen gegen die andern, töten sich die Völker gegenseitig. Warum nur?

Die Häuser liegen in Ruinen, die Schützengräben ersticken in den Leichnamen. Freundliche Wäldchen und lachende Wiesen sind zu unendlichen und grauerregenden Friedhöfen geworden. Die großartigen Fortschritte der Technik ermöglichen methodische und massenhafte Mezeleien. In den Laboratorien aller kriegsführenden Länder suchen Gelehrte, Chemiker, Physiker, Ingenieure, Erfinder aller Art irgend eine neue Mordmaschine, irgend ein unglaubliches Mordgas. Spezialisten widmen sich dem Studium der Chirurgie und der Antiseptis — aber auch hier nur, um von neuem zu töten; man will den Verwundeten alle die Lebenskraft zurückgeben, die ihnen eine Kugel, ein Granatsplitter weggeschlagen hat. Man erzeugt Tuch, Kleider, Unterkleider, Unterhosen, Hemden, Flanelltücher und Sportwämser: aber es geschieht für die Soldaten, für den Krieg, für die traurige Zerstörung.

Hier und dort errichtet man einige Verwundetenschulen. Man strengt den Geist aufs äußerste an, um dem Soldaten das amputierte Glied durch ein gleichwertiges künstliches zu ersetzen. So kann der Arbeiter wahrscheinlich seinen Beruf weiter versehen. Aber die Mehrzahl derjenigen, die auf solche Weise wieder hergestellt wurden, steckt man in die Kriegsfabriken. Eisen, Stahl und Feuer — Geschütze auf Geschütze — Munition, immer nur Munition und nichts als das —

Keine Rede mehr von elektrischen Zentralen, von neuen und frohen Volkshäusern, von glänzenden und hellen Sälen, von kühnen und kraftvollen Bauwerken und von friedvollen Krankenhäusern, die Zerbrochene und Sieche beherbergen. Keine edle Zerstreuung mehr. Nein — Kanonenschlünde

*) In Genf erscheint seit kurzem, von Henri Guilbeaux herausgegeben, eine kleine, aber tapfere, und sagen wir es gleich, ungemein wichtige und notwendige Zeitschrift, die sich kurz: „Demain“: „Morgen“ nennt. Sie sammelt die Friedensstimmen, die sich endlich von Seite der Entente vernehmen lassen, über die sich, wie Henri Guilbeaux und Romain Rolland, nie zum Schweigen bringen ließen. Das erste Heft bringt Arbeiten von Henri Guilbeaux, Romain Rolland, August Forel, Tolstoi, Ethel Sidgwick u. a. Die Zeitschrift, der wir den Aufsatz entnehmen, sei der Aufmerksamkeit unserer Leser bestens empfohlen.

drohen überall, Gewehre sind auf Schutzhilde gerichtet, auf lange und dicke Maulwurfschügel, hinter denen sich arme Teufel verbergen, die von Schutzmasken ganz eingehüllt sind. Kanonen, Mörser, Minenwerfer, Handgranaten, Bomben, Schrapnells und Granaten. Alle diese Kräfte, alle diese Willen, alle diese Mittel, alle diese Menschen sind von den Waffen ganz in Anspruch genommen. Bis zum bitteren Ende.

Mit unglaublicher Rohheit werden die Frauen ihrer Gatten, die Mädchen ihrer Liebsten beraubt — ihrer Väter, ihrer Söhne und ihrer Brüder. Sie wissen nichts von ihnen, und viele unter ihnen leben, ohne auch nur einen Rappen zum Leben zu besitzen. In den vom Feinde besetzten Gebieten bleiben Männer und Frauen lange Monate hindurch ohne Kunde von den Ihren, ohne Beschäftigung und ohne Hilfsmittel. Aus Mangel an Milch und der nötigsten Sorge sterben Tausende von Kindern. Aber wen kümmert das! Man muß durchhalten, bis zum Ende, erklären, betonen, behaupten, wiederholen Staatsmänner, Diplomaten, Schriftsteller und Kriegslieferanten.

Die großen interkulturellen Bestrebungen sind unterbunden, die internationalen Beziehungen abgebrochen. Die Gesetze, die schon zu Friedenszeiten die Freiheit so kümmerlich schützten, sind aufgehoben; sie wurden durch die Militärdiktatur und die Zensur ersetzt. Es ist untersagt, nachzusinnen, zu denken, in Wallung zu geraten. Verboten, seine Gedanken andern mitzuteilen, sie Anteil nehmen zu lassen an seinen Gedanken und seinen Gefühlen. Es ist ein entsetzlicher Sprung nach rückwärts — aber es tut nichts. Durchhalten, bis zum Ende!

* * *

Was aber morgen?

Die, welche den Krieg verschuldet haben, fürchten dies Morgen oder denken nicht daran. Davon rührt vielleicht auch die entsetzliche Verlängerung des Massakers her, die Wissenschaftlichkeit und die Methode, die darin liegen, die selbst den Heldennut und den Ruhm unterdrücken; jene Schlächtereien, die sich mechanisch und bürokratisch vollziehen, und die mehr unter der technischen Leitung von Ingenieuren als von Generälen stehen.

Was aber morgen?

Dieser Krieg dauert nicht ewig. Eines Tages muß man an das Ende denken. Im schlimmsten aller Fälle muß einmal die Zeit kommen, wo die Menschen so gut wie die finanziellen und technischen Hilfsmittel mangeln werden. Es wird ein Tag andrehen, wo der Friede machtvoll kommen wird. Hervorragende Geister haben es ausge-

prochen: während einer langen Friedenszeit hat man den Krieg vorbereitet; während der jetzigen, im Verhältnis zum Frieden so kurzen Kriegezeit ist es unabwendbar notwendig, schon jetzt den Frieden vorzubereiten, den dauernden Frieden zu organisieren. Von nun an muß der Friede organisiert sein, technisch durchgebildet und ehrlich, und er darf nicht mehr auf geheimen Abkommen beruhen, auf zweifelhaften Übereinkommen, auf provozierenden, unnatürlichen Allianzen, auf dem Gleichgewicht der Kräfte.

Die Friedensspezialisten müssen endlich einmal auf die kindliche Propaganda der letzten Jahre verzichten, sie müssen fest entschlossen sein, eine wirksame, eingreifende, grundsätzliche Handlung durchzuführen. Die ganze Welt muß sich endlich um den Frieden interessieren, sie muß ihn wollen und ihren Teil zu seiner Herbeiführung und zu seiner Befestigung beitragen. Wir alle, wir wollen eben so einen Liebhaber-Weltfrieden, schreibt der Engländer G. H. Wells. Aber es kommt heute nicht auf unsere persönlichen Wünsche an. Die Welt ist gesättigt vom Wunsche nach Frieden, aber dieser Wille hat nichts, um das er sich herumfristallisieren könnte.

Es gibt niemanden in der ganzen Welt, der verantwortlich wäre, die Schwierigkeiten zu verstehen und zu überwinden. Es gibt wahrhaftig mehr Menschen und mehr Intelligenzen, die sich der Herstellung von Zigaretten und Haarnadeln widmen als der Herbeiführung eines dauerhaften Weltfriedens. Es gibt einige halbvergessene Sekretäre, die aus den Löhnen einiger philanthropischer Amerikaner leben — und das ist sozusagen alles. Fast alle Welt will den Frieden; fast alle Welt wäre glücklich, von dieser Stunde an das weiße Friedensbanner mit der Taube im Felde zu entfalten — wenn nur der Feind von dieser Tat keinen unedlen Gebrauch machen wollte. Aber niemand denkt daran, die notwendigen Vorkehrungen zu treffen, niemand, der der Welt das sagt, was sie wissen muß, so sagt, wie man es etwa über die Vorzüge eines guten Automobils tut. Wir müssen uns ja alle mit uns selbst beschäftigen. Aber man erhält nichts, indem man es einfach wünscht, man erhält es, indem man danach strebt und indem man alles auf die Seite räumt, was im Wege steht.

Man darf sich nicht nur um den Frieden bekümmern, der diesen Krieg zu Ende führen soll, man muß jetzt schon nach dem trefflichsten Mittel suchen, das jene furchtbare Geißel, die sich die Menschen selbst geschaffen haben, zerbrechen kann. Man hat schon verschiedene Mittel vorgeschlagen: Aufhebung der Geheimdiplomatie — gegenseitige und progressive Einschränkung der Rüstungen, verbunden mit der Nationalisierung der Kriegsindustrien — keine Annexionen ohne Einwilligung der betroffenen Völker — Schaffung einer internationalen, oder besser übernationalen Zentralstelle.

All das müssen wir alle studieren.

Der gegenwärtige Krieg bedeutet den Zusammenbruch des bewaffneten Friedens und des „Balance of power“; er bedeutet zu gleicher Zeit den Zusammenbruch des bisher geübten Pazifismus. Will man zum Frieden, müssen die pädagogischen Probleme miterörtert werden; man muß endlich einsehen, wie die Erziehung des Kindes neben Weisheit und wahrer Wissenschaft so viel Unsinn und Unvernunft bringt.

Man darf dabei selbstverständlich den Komplex sozialer und ökonomischer Fragen, mit denen der Friede innig verknüpft ist, nicht vergessen. Nach der Zerstörung wollen wieder aufbauen. Nicht wieder aufbauen. Fort mit den alten Trümmern. Sie bergen doch immer Keime und tödliche Mikroben. Eine neue und kräftige Struktur — mit neuen und mannhaften Menschen.

In dieser ewig fließenden und internationalen Zeit kann man eine oder viele Nationen nicht einkreisen. Die, welche heute die heftigsten und kategorischsten Erklärungen unter-

schreiben, müssen die ersten sein zur Wiederaufnahme der Beziehungen. Wir, die wir Menschen geblieben sind, wir müssen die fruchtbaren offenen und geistvollen Beziehungen zwischen den Völkern vorbereiten, die man mit Schützengräben und Stacheldraht getrennt hat. Darum haben wir aus unserer Sprache jeglichen Haß zu verbannen, den eine vergiftete Presse und gewisse skrupellose Schriftsteller propagieren.

„Brüder von Frankreich, ihr Brüder von England und ihr Brüder von Deutschland, wir hassen uns nicht. Ich kenne euch. Ich kenne euch gut. Unsere Völker verlangen nichts als den Frieden und die Freiheit.“

Wie wahr ist dieser pathetische Ausruf Romain Rollands, jenes großen Befreiers der Gewissen, dieses unergleichlichen Trösters aller Betrübnen, dieses wahrhaftigen Menschen.

Hans Amstein.

Von Hermann Hesse.

Schon gut, junge Leute, quälet mich nicht. Ich will euch also etwas aus meinen Studentenjahren erzählen, das von der schönen Salome und meinem lieben Hans Amstein. Nur müßet ihr stillhalten und dürft nicht glauben, es handle sich um so eine fidele Studentenliebelei. Zu lachen ist nichts dabei. Und gebt mir noch ein Glas Wein her! Nein, vom Weißen. Fenster zumachen? Nein, Verehrtester, laß es nur donnern, es paßt mir in die Geschichte. Wetterleuchten, Donner und schwüle Nacht, das ist die Stimmung. Ihr modernen Herren sollet sehen, daß wir seinerzeit auch unser Stück erlebt haben, dick und dünn, wie es kam, und nicht zu wenig. Habt ihr auch zu trinken?

Ich bin schon früh ohne Eltern gewesen und habe fast alle meine Ferien beim Onkel Otto droben verbummelt, in seinem steinigen Schwarzwaldnest, zwischen Obstbäumen, Räubergeschichten und Forellenangeln, denn in alledem teilte ich als dankbarer Nefte meines Onkels Geschmack vollkommen. Ich kam im Sommer, im Herbst und an Weihnachten, mit schmalen Ranzen und leerem Sack, fraß mich da droben feist und rot, verliebte mich jedesmal ein wenig in die treue Cousine und vergaß es auf Schulen wieder, denn es saß nicht so tief. Ich rauchte mit dem Onkel um die Wette seine giftigen Italtener, ging mit ihm angeln, las ihm aus seiner höchst kriminellen Bibliothek vor und begleitete ihn womöglich abends zum Bier. Das alles war nicht schlecht und kam mir löblich und männlich vor, wenn auch die blonde Cousine zuweilen bittende oder vorwurfsvolle Augen machte; sie war eben eine sanfte Natur und hatte keinen Sinn fürs Martialische.

In den letzten Sommerferien vor der Studentenzzeit war ich wieder beim Onkel, großmäulig, hoffärtig und ins Kraut geschossen, wie Abiturienten sein müssen. Da kam eines Tages ein neuer Oberförster aufgezogen. Es war ein guter, stiller Mensch, „unjunger und nicht mehr ganz gesund“, der da seinen Altersposten gefunden hatte.

Man sah im Augenblick, er würde wenig von sich reden machen. Er brachte einen schönen Hausrat mit, denn er war reich, ferner wundervolle Hunde, ein langschwänziges, zartes Pferdchen samt einem zierlichen Gefährt, beide für die Gegend viel zu leicht, schönes Schießgewehr und eine neu-modische, englische Angelausrüstung, alles sehr nett und sauber und wohlhabend. Das alles wäre ja auch schön und erfreulich gewesen. Aber was außerdem noch mittam, war eine Adoptivtochter Namens Salome, die freilich alles andere in Schatten stellte. Weiß Gott, wie das wilde Kind gerade zu dem ernststen, ruhigen Mann gekommen ist! Sie war eine ganz exotische Pflanze von einem entfernten Vetter irgendwo aus Brasilien oder Feuerland her, schön und sonderbar anzusehen und von absonderlichen Manieren.